

an der Spitze der Technik steht". Andere Züge des neuen sowjetischen Humanismus kann man aus der Art entnehmen, wie der Geschichtsunterricht verfährt; denn dieser ist dazu bestimmt, das neue Menschenideal zu suggerieren. So gehört es zu den entscheidenden Merkmalen, mit denen der geschichtliche Humanismus dargestellt wird, daß er „die Autorität der mittelalterlichen Kirche untergraben“ hat. Auch vom deutschen Humanismus wird in Schulbüchern gesagt, daß er „sich über die falsche Lehre der mittelalterlichen Kirche lustig machte“. In dem Geschichtsbuch für die 6.—7. Klasse der Mittelschulen, dem diese Zitate entnommen sind, wird dagegen Thomas Morus hervorgehoben wegen des utopistischen Sozialismus seiner „Utopia“, die als Wegbereiterin der proletarischen Doktrin aufgefaßt wird. Wichtiger sind die positiven Züge des neuen Ideals: es wendet sich gegen alle Ausnutzung des Menschen durch den Menschen und fordert Unterricht und Bildung für alle und das Verschwinden des Analphabetentums.

Mit diesem Humanismus des atheistischen Kommunismus hat nun der russische christliche Humanismus sowohl die Front gegen den Papst und den Vatikan, gegen die katholische Kirche gemein, deren Humanismus er spottend „Superhumanismus“ nennt, als auch die Betonung der Brüderlichkeit und Gleichheit und nicht minder die des Fortschritts; nur will er diese neue Humanität über die Welt verbreiten im Namen Christi, in dem er

alle freiheitsliebenden Völker zu einer großen Familie zusammenschließen will, jedoch ohne Papst.

Der protestantische Theologe Friedrich Lieb, der sehr positiv zu diesem russischen christlichen Humanismus steht, hat 1945 ein Buch mit dem Titel „Rußland unterwegs. Der russische Mensch zwischen Christentum und Kommunismus“ in Bern veröffentlicht, in dem er sich die Frage stellt: Ist denn dieser Humanismus Stalins nicht im Grunde ein bloßer Deckmantel für den Willen zur Steigerung der Produktion und Hebung ihrer Qualität? Doch er erwidert: „Wer so antwortet, hat die entscheidenden Fragen des menschlichen Lebens nicht begriffen und hat — nicht nur im marxistischen, sondern im einfach menschlichen Sinne — nicht verstanden, daß die Frage des täglichen Brotes, die bekanntlich die Mitte des Vaterunsers bildet, die Grundfrage jedes menschlichen Lebens ist und bleibt“, und das erscheint ihm als der große Wert der sowjetischen Auffassung, daß sie den Menschen nicht mehr über diese seine Lage hinwegtäuscht, daß sie ihn nicht mit sogenannten Idealen vernebelt; hier wird die wahre Wirklichkeit des Menschen in seiner materiellen Misere an erster Stelle gesehen und ernstgenommen, um dann die geistigen Kräfte aufzurufen und zu fördern, damit sie diese Misere überwinden können“. Und es scheint ihm — ganz im Sinne der russischen Orthodoxen dieser Richtung — daß diesem Humanismus nichts fehle als der Name Christi, der ihn erst tragen und vollenden könne.

Fragen der Theologie und des religiösen Lebens

Der Tag des Herrn und das Element der Festlichkeit

Wir haben in den letzten Jahren durch die sehr bedeutenden Studien von Huizinga und Kérény (J. Huizinga, *Homo ludens*, und K. Kérény, *Die Religion der Antike*) einen Einblick in das Wesen des Festlichen und in den Zusammenhang des Festlichen und des Spielelements mit der Sphäre des Religiösen gewonnen, aus dem wir sehr großen Gewinn für die Erkenntnis unsrer eigenen christlichen Wirklichkeit ziehen können und müssen; wir werden dabei allerdings nur eine Sphäre zurückgewinnen, die uns wesentlich gehören sollte, die Sphäre der christlichen Freude. Es handelt sich jedoch dabei nicht so sehr um das Leuchten im Innern, das den wahrhaft Gläubigen vor dem eigentlichen Sieg jeder Traurigkeit bewahrt, als vielmehr um die Freude als öffentliches Element, als wesentlichen Bestandteil jedes Gemeinschaftslebens, als ursprüngliches Bindemittel, ohne das Gemeinschaft keinen Bestand hat. „Festlichkeit“, das bedeutet eben diese gemeinsame Erhebung in ein höheres Lebensgefühl, die stets einen religiösen Einschlag hat, mag der Mythos, an dem es sich speist, auch noch so unfrohm erscheinen. Wir haben aus nächster Nähe erlebt, wie ein unchristlicher Mythos seine eigenen Feste erzeugte und die Massen seiner Anhänger durch die Riesenhaftigkeit seiner Kundgebungen und die Farbigkeit von Fahnen und Uniformen ebenso zusammenschweißte wie durch seine Parolen.

„Wir müßten uns unentwegt fragen — so sagt ein Aufsatz in der Zeitschrift der französischen liturgischen Bewegung, „La Maison-Dieu“, Nr. 10, 1947 — was wir aus der Freude gemacht haben, die Christus uns aufgetragen hatte, der Welt zu bringen. Was ist unsre christliche Vorstellung von der Muße, welches Wort wollen wir den Menschen sagen, um sie zu überreden, unsern Sonntag dem ihren vorzuziehen, und vor allem, haben wir selber eine Vorstellung vom Sonntag? Wenn diese Frage uns ebenso ratlos findet, wie sie Generationen von bürgerlichen Christen ratlos gefunden hat, deren Söhne einen unüberwindlichen Abscheu vor ihrem Sonntag bewahrt haben, dann können wir die Menschen nur ihrem Elend oder ihren armseligen Freuden überlassen und müssen selber an diesem Tag nur noch schmerzlicher als an den andern Tagen fühlen, daß wir die Hoffnung der Welt betrogen haben“.

Der Sonntag, der allwöchentlich wiederkehrende Tag des Herrn, ist der Festtag der Christenheit — aber wo ist die Freude des Festes, jenes Element, das hier allein für Wahrhaftigkeit zeugen und die Außenstehenden überzeugen könnte? Diese Frage erweist sich als eine von denen, die in das Herz der ganzen Problematik unsrer christlichen Verwirklichung führen; sie ist verknüpft mit der Frage der Verbürgerlichung, der Frage der Privatisierung der Religion, mit den Problemen des Gemeinschaftslebens und des Wesens des Menschen. Würde der christliche Sonntag wieder etwas durchaus Lebendiges, so wäre das zweifellos ein Anzeichen dafür, daß der

christliche Glaube in neuer Weise zu einer öffentlichen Tatsache geworden wäre.

Die liturgische Bewegung in Frankreich hat sich einen wichtigen geistigen Mittelpunkt in dem „Centre de Pastorale liturgique“ geschaffen, das die Zeitschrift „La Maison-Dieu“ herausgibt und das für das Jahr 1947 eine Tagung in Lyon geplant hat, die sich mit dem Thema des „Tages des Herrn“ befassen soll. Der Aufsatz von P. Duployé, aus dem wir vorhin zitiert haben, stellt eine Art Auftakt zu dieser Tagung dar und legt das ganze Problem in einer sehr aufrüttelnden und weitgespannten Darstellung auseinander. Er geht aus vom zweiten Gebot der Kirche: „Du sollst die gebotenen Sonn- und Feiertage halten“.

Aber die Grundlage dieses Gebotes der Kirche ist das dritte Gebot Gottes: „Gedenke, daß du den Sabbat heiligst“. Für die Christen der ersten Zeiten war die Messe der letzte Akt einer langen Vorbereitung, die Krönung der Gedächtnisfeier an Ostern, an die Auferstehung Christi, der Höhepunkt der Feier des Tages des Herrn. Der sonntägliche Meßbesuch des heutigen Durchschnittschristen, der im übrigen in einer praktisch ungläubigen Welt lebt, kann nur als entseelter Überrest dieser großen Feier betrachtet werden. Die sonntägliche Messe verliert ihren Sinn, wenn sie nicht aus der Feier des Tages des Herrn erlebt wird. Und eben diese Feier ist verloren gegangen.

Das dritte Gebot Gottes, sagt Duployé, bestätigt und heiligt ein natürliches Recht, das für alle Menschen zu gelten scheint, auch schon vor Christus und selbst vor Moses, denn es stammt aus der Schöpfung selber. Es duldet daher auch keine Ausnahme. Das Gebot der sonntäglichen Eucharistiefeier, des Meßbesuchs dagegen wird z. B. noch heute in der östlichen Kirche viel weniger streng gehandhabt als in der lateinischen Kirche, weil es weniger naturgegeben, weniger fundamental ist als das Gebot der Weihe des Sonntags als Tag des Herrn überhaupt. Die Disziplin der Kirche hinsichtlich des Meßbesuchs hat sich im Laufe der Jahrhunderte gewandelt, und es wäre nicht unmöglich, daß sie sich nochmals wandelte; das dritte Gebot Gottes dagegen ist völlig unwandelbar. Gibt es doch auch kein tieferes Bedürfnis der Menschennatur als das nach der Ruhe, Entspannung und Freude des siebenten Tages, im Grunde das Bedürfnis nach der Anschauung Gottes. Der Mensch kann nicht ohne Fest leben; die Feste der Kirche, von den Sonntagen angefangen über den ganzen Kranz der Kirchenfeste hinweg, sind nur ein Ausdruck davon, daß die Kirche in Wahrheit die Mutter der Festlichkeit ist, daß ihre Söhne nach dem schönen Wort eines Kirchenvaters die „Freunde der Feste“ sind. Aber was ist davon heute noch geblieben? Wäre der Sonntag noch wirklich für den Christen Fest, so bliebe auch die Sonntagsmesse dem Außenstehenden oder auch dem nur noch traditionellen Christen nicht mehr etwas so Unerlebbares, so unverbunden neben dem übrigen Leben Stehendes.

Für die Kirchenväter war der Sonntag die Feier der Auferstehung, jedesmal wieder ein kleineres Ostern. Aber nur in klösterlichen Gemeinschaften hat sich diese Festlichkeit des Tages bis heute lebendig erhalten. Das eigentlich Lebendige ist für die Allgemeinheit dieser Feier verloren gegangen, und geblieben ist nur die unverstandene moralische Last des Kirchenbesuchs. Aber was kann der heutigen, der modernen Gesellschaft, der

Masse, der neuen Welt den wöchentlichen Ruhetag als religiöses Erlebnis wieder zugänglich machen?

Es ist eine Tatsache, daß für die heutige Gesellschaft der Altar nicht mehr im Mittelpunkt des Sonntags steht. Wenn das Volk noch als Volk gemeinsam seinen Ruhetag feiert und also in ihm etwas Festliches erlebt, so ist es nicht mehr der Gottesdienst, der diese verbindende Macht hat. Im Gegenteil, der christliche Gottesdienst steht sehr außerhalb dessen, was im übrigen den allgemeinen Feiertagscharakter des Sonntags ausmacht, und der Christ erscheint darin fast als ein Sektenangehöriger, ein Ghettobewohner mit fremdartigen Sondergebräuchen. Der Sonntag gehört wohl in unsre Kultur hinein, aber es ist nicht der christliche Sonntag, um den es sich dabei heute handelt. Wir selber feiern am Sonntag auch das Mysterium Christi, nehmen aber auch teil an der allgemeinen Feier des menschlichen Aufatmens, die nicht mehr christlich durchweht ist.

Es scheint fast, als ob auch der Verlust des Festcharakters des christlichen Sonntags mit der engen Verbindung des kirchlichen Lebens mit dem Bürgertum zusammenhinge. Das Bürgertum, so meint P. Duployé, ist an sich ohne Festlichkeit, weil das Festliche Ausfluß einer Gemeinschaft ist, nicht des Individualismus. Die aristokratische Lebensform mit ihrer großartig geordneten Gesellschaft gebiert das Fest, ebenso aber auch die bäuerliche Welt, das „Volk“. In unsrer Zeit ist der Sonntag jedoch geradezu das Symbol der Verdammtheit unsrer aus den Fugen geratenen Welt geworden. Erholung und Freude haben sich zu den schrecklichen „Vergnügungen“ verzerrt. Etwas Grauenhaftes steckt auch in der Organisation der Freude und der Erholung, wie die totalitären Systeme sie durchführen; Bolschewismus, Nationalsozialismus und Faschismus haben dabei ganz ähnliche Methoden. Diese Systeme organisieren die Freizeit einerseits, und andererseits „ziehen“ sie große Kundgebungen „auf“, die mit ihren verbindlichen Parolen, ihren Gesten und ihren „liturgischen“ Liedern religiöse Zeremonien vorstellen. Diese Erscheinungen sind der kirchlichen Feier offen oder versteckt feindlich, stellen aber andererseits doch etwas Gesunderes dar als die Anarchie der bürgerlichen Vergnügungen.

Der Hang zur Kollektivierung der Mußezeit steht so sehr im Zusammenhang mit der gesamten Tendenz der modernen Gesellschaftsentwicklung, daß man ihn zwar beklagen kann, aber als eine Gegebenheit anerkennen und sich darauf einstellen muß. Er hat aber auch tatsächlich seine positive Seite, denn er trägt der Natur des Menschen als Glied einer Gemeinschaft Rechnung. Nur ist die Organisation der Muße durch den Staat für den Christen immer unerträglich, weil die menschliche Muße für ihn einen metaphysischen Grund und eine große religiöse Bedeutung hat — oder wenigstens haben sollte. Die Wirklichkeit des heutigen christlichen Sonntags ist natürlich traurig genug. Sie hängt zusammen mit dem ganzen Problem „Christliche Welt — moderne Welt“, mit dem sich Frankreich, mit dem sich die ganze Welt auseinandersetzt: wir selber realisieren unsre unermeßlichen Schätze an Wahrheit und Leben nicht mehr, wir wissen auch nicht mehr, was Sonntag und was Freude Christi ist; wir stellen kein Bild dieser Freude vor die Welt hin, und nichts ist nötiger, als daß wir selber uns diese einmal wieder erarbeiten. Unser traditioneller Sonntag mit seiner Routine, seinen Messen, die man anhört, ohne sie zu verstehen, seinen blassen Predigten,

seinen unendlichen Ankündigungen, seinen schläfrigen Andachten kann sich nur noch bei jenen einfachen Menschen halten, die einen ungeheuren Glaubensschatz von Generationen her geerbt haben und ihn noch nicht kritisieren. Aber solche Menschen verschwinden allmählich. Kino und Radio haben sie an eine andere Sprache gewöhnt und mit anderen Bildern vertraut gemacht. Können wir diesen Menschen unsern Sonntag mit einer Wirklichkeitskraft vorführen, die neben diesen Bildern besteht?

Hier hat die Katholische Aktion eingesetzt, und wiederum in erster Linie die J.O.C., doch auch die Bewegungen der Intellektuellen, der Landbevölkerung, der Familien oder auch die Jugendbewegungen und die Pfadfinder: sie versuchen, das christliche „Fest“ neu zu verwirklichen. Sie begründen unsere stärkste Hoffnung auch auf diesem Gebiet.

Wir müssen nur darüber wachen, daß nie vergessen wird: die Heiligung des Sonntags ist eine göttliche Einrichtung; eine Einrichtung mit übernatürlichem Charakter. Wenn der Altar heute nicht mehr im Mittelpunkt des Sonntags steht, der öffentlich gefeiert wird, so bleibt er doch immer und unter allen Umständen der Mittelpunkt des christlichen Sonntags, der christlichen Gemeinschaft. Die Kirche bleibt immer diese Gemeinschaft des Kults, mit ihren Riten, ihrer Hierarchie, ihrem Altar und ihrem *sacrificum laudis*, ihrem Lobopfer

Vielleicht wäre schon viel gewonnen, wenn dieser christliche Sonntag als Fest den Anderen so vorgelebt würde, daß sie ihn anerkennen, daß sie bei ihren gläubigen Genossen die Teilnahme am Kult mit ansehen, ohne sie darum als fremd in ihrer Gemeinschaft zu empfinden, daß sie diese Teilnahme vielmehr ganz normal finden. Das wäre ein erster Schritt.

Ein zweiter wäre der, die sonntägliche Liturgie ohne sie im mindesten zu verändern und preiszugeben, so zu durchleuchten, daß sie religiös verständlich würde, und hierbei liegt das Hauptgewicht auf der Vormesse und den Schriftlesungen. Aber all das wäre nur ein Anfang. Der christliche Sonntag als Ganzes, wie er noch hie und da in bäuerlichen Gegenden gelebt wird, jene Form inniger Verbundenheit mit einem bestimmten Lebenskreis und seinen Anliegen und Obliegenheiten, ist im Verschwinden begriffen, und das liegt in der Natur der Zeit und braucht an sich nur dem Wechsel eines Gewandes zu gleichen. „Das Glück der Dinge verschwindet“, sagt P. Duployé, „und mit ihm der Sonntag unsrer Altvordern. Aber der Hl. Geist kann heute wie immer seinen Gläubigen die nötige Einbildungskraft geben, um in Bildern, die unserm Elend angepaßt sind, über die Welt der Auflösung der Atome und der Seelen den unwandelbaren Frieden des achten Tages auszustrahlen“.

Die christlichen Kirchen und der Friede

Die französische Zeitschrift „Cahiers du Monde Nouveau“ veröffentlicht in ihrer Aprilnummer eine Zusammenstellung der Friedensbemühungen der Kirchen. Sie geht allerdings nur für die katholische Kirche weiter in die Vergangenheit zurück und führt die gesamten Weihnachtsansprachen des Hl. Vaters seit Beginn des Krieges an, während sie die Stimmen der übrigen christlichen Kirche nur aus allerletzter Zeit zusammenträgt. Das hängt damit zusammen, daß nur die Stimme des Vatikans in den Jahren, als die Völker gegeneinander im Kampf standen, über fast alle Grenzen dringen und Einfluß haben konnte.

Jedenfalls ist es interessant, die verschiedenen Vorschläge und Programmpunkte und die Färbung der Kundgebungen zur Frage des Friedens in einer kurzen Übersicht vereint zu sehen.

Die Weihnachtsbotschaften Pius XII. über den Frieden begannen 1939 mit der Aufstellung von fünf Fundamentalsätzen, die christliche Gemeinschaften bei einem friedlichen Zusammenleben mit einander anerkennen müssen. Diese sind:

1. Das Recht aller Nationen, der großen und der kleinen, auf Leben und Unabhängigkeit.
2. Organisch fortschreitende Abrüstung in gegenseitigem Einverständnis sowohl in praktischer wie in geistiger Hinsicht.
3. Schaffung oder Wiederherstellung von juristischen Institutionen, die die ehrliche und getreue Einhaltung von Verträgen garantieren.
4. Verständnisvolle Prüfung der wahren Bedürfnisse und gerechten Ansprüche der Völker und der völkischen Minderheiten — gegebenenfalls Revision der Abmachungen.
5. Ein neuer Geist auf Grund von Verantwortungsgefühl, Gerechtigkeit und Liebe.

1940 hat der Papst seine Auffassung von der Verwirklichung dieses fünften Punktes näher formuliert und vier Merkmale des neuen Geistes aufgezählt:

1. Sieg über den Haß von Volk zu Volk.
2. Sieg über das Mißtrauen zwischen rivalisierenden Nationen.
3. Sieg über den Mythos der Macht.
4. Sieg über den Geist kalter Selbstsucht.

In der Weihnachtsbotschaft von 1941 hat Papst Pius XII. einige Prinzipien aufgestellt, die der Verwirklichung des zweiten Punktes von 1939 dienen könnten:

1. Keine Verletzung der politischen und wirtschaftlichen Interessen schwacher Staaten durch die starken Staaten.
2. Keine kulturelle oder wirtschaftliche Unterdrückung der Minderheiten.
3. Keine egoistische Ausschließlichkeit im Besitz wirtschaftlicher Schätze, sondern Gerechtigkeit in deren Verteilung unter die Staaten.
4. Angemessene, fortschreitende, aufrichtige Begrenzung der Rüstungen; Schaffung von Einrichtungen, die die Einhaltung der Verträge garantieren.
5. Einstellung aller religiösen Verfolgungen, die während des Krieges nur noch zugenommen haben.

1942 hat sich der Hl. Vater nicht, wie in den vorhergehenden Weihnachtsbotschaften, unmittelbar an die Lenker der Völker gewandt, sondern diesmal erließ er einen allgemeinen Aufruf zum Kreuzzug zur Schaffung einer neuen sozialen Ordnung. Für diesen „Weg aus der Dunkelheit zum strahlenden Licht“ gab er die fünf ersten Etappen an:

1. Der menschlichen Person sind ihre Würde und ihre Rechte wiederzugeben.
2. Die Verteidigung der sozialen Einheit, der erhofften Gemeinschaft besteht vor allem in der Verteidigung der Familie.
3. Würde und Ansehen der Arbeit muß wieder hergestellt werden.
4. Man muß an das Recht glauben und dazu beitragen, ihm wieder Geltung zu verschaffen.
5. Es ist nötig, zu einer richtigen und christlichen Staatsauffassung zurückzukehren.